



Ornela Vorpsi

Die Hand, die man nicht beißt

Roman

Übersetzt aus dem Italienischen von Karin Krieger

ISBN: 978-3-552-05498-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05498-1>

sowie im Buchhandel.

Ich trinke das Wasser von Sarajevo und fange an, mich wohl zu fühlen, wirklich wohl. Die Leute sind herzlich, und ich bin froh, hergekommen zu sein. Manchmal tut Reisen gut. Außerdem werde ich Mirsad wiedersehen. Milica geht zwischen den Tischen umher, redet mit den Leuten, erkundigt sich, ob sie sich wohl

fühlen, ob etwas fehlt. Dann verschwindet sie in der Restaurantküche und kehrt mit Tellern und Besteck zurück. Sie ist eine Frau um die fünfzig, kleidet sich bunt, und man sieht, dass ihr das Leben ordentlich zugesetzt hat. Ein bitterer Zug liegt auch dann auf ihrem Gesicht, wenn sie versucht, fröhlich zu sein. Freude gehört nicht mehr zu ihrer Welt. Natürlich weiß sie noch genau, wie man ein Lächeln aufsetzt, doch wenn sie lächelt, ist sie anderswo. Sie scheint keine Familie zu haben, und doch erkennt man die Züge einer Mutter an ihr. Sie hatte einen Mann und vielleicht mehrere Kinder, doch jetzt ist sie von Einsamkeit umgeben.

»Hast du dich im Westen gut eingelebt?«, fragte sie mich irgendwann. Ihre Frage hatte etwas Herausforderndes. Sie fügte hinzu: »Der Stein hat Gewicht, wenn er am rechten Fleck ist!«

Sie legt die Servietten hin, lässt mir die Schlüssel fürs Hotel da und geht zurück, um weiter zu bedienen.

Mein Freund Dušan kommt mich bei der ersten Gelegenheit besuchen. Wir sind in Paris, der Balkan ist weit weg.

Wir sind uns im Himmel begegnet, im Flugzeug. Er kam auf mich zu und sprach mich auf »Slawisch« an. Ich musterte ihn kurz. Er sah gut aus. Ich sagte ihm auf Englisch, dass ich kein Slawisch verstehe.

»Woher kommst du?«, fragt er, nun auch auf Englisch.

»Aus Albanien«, antworte ich missmutig, denn mit Albanien auf den Schultern hat man schwer zu tragen, oft muss man einen Haufen Dinge erklären: »Welche Sprache spricht man denn in Albanien? Hat sie wirklich so viel Ähnlichkeit mit dem Italienischen, ihr Albaner spricht doch alle italienisch? Wie hieß euer Diktator gleich nochmal? Ihr seid ein slawisches Volk, oder? Wie geht's denn heute so in Albanien? Sind alle Albanerinnen so wie du? So groß? Und schrecklich diese Albaner! Was für ein grausames Volk! Sie haben ihre Schwestern auf den Strich geschickt!«

Auch Dušan fängt an zu staunen: »Dann bist du also Albanerin.«

Er setzt sich neben mich, und wir unterhalten uns die ganze Reise über.

Ich betrachtete sein Gesicht aufmerksam. »Betrachten« ist stark untertrieben, das muss ich zugeben, ich habe es verstohlen gemustert, beobachtet, gelesen, ausgespäht, beschaut, bewundert, angestarrt, verzehrt, verschlungen. Weiße Haut, braunes Haar, dunkle, verträumte Augen, eine gerade, fein gezeichnete Nase, eine elegante Nase für zarte Düfte, Lippen zum Anbeißen und eine Haut – habe ich schon erwähnt, dass sie weiß war? Besser gesagt, seine Haut war blutleer, so blass wie meine. Seine Hände, die nie gearbeitet haben, waren perfekt gepflegt. Er sprach englisch mit schwerem Akzent, war groß und athletisch. Er sah gut aus, oh ja, sehr gut, und außerdem roch er nach Mann. Ich

hörte ihm zu und dachte: Na, da hast du nun also einen von denen vor dir, die dir mit traumverlorenem Blick ein Bajonett in den Bauch rammen; das ist einer von denen, die dich vor den Augen deiner Familie vergewaltigen und dir anschließend das Gehirn an der Hauswand zerschmettern.

Dušan ist einer der freundlichsten Menschen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe, doch zahllose Geschichten von Krieg und von Gräueltaten zwischen Serben und Kroaten, Serben und Bosniern, Serben und Kosovo-Albanern verstopften mir den Kopf, während er mir erzählte, dass er Modefotograf werden wolle. Dušan hatte genauso ein Auge auf mich geworfen wie ich auf ihn. Wir vergaßen, dass wir Einzelwesen waren, für einen kurzen Augenblick zogen wir unsere Völker hinter uns her wie eine schwarze Rauchwolke. Später sagte er aus Spaß zu mir: »Shqip-tarko jedan.« Das ist ein verächtlicher serbischer Ausdruck und bedeutet so viel wie »Scheiß-Albaner«.

Dušans Scherze waren gutmütig, er hatte einfach einen Drang, solche Scherze zu machen, einen unbezwinglichen Drang. Solche Scherze brachten ihn zum Lachen. Oh, sehr zum Lachen! Dieses Lachen linderte sogar seinen Emigrantenkummer und die Schlaflosigkeit, die seine langen, westlichen Nächte verkürzte. Dann war er für einen Moment wieder in seinem geliebten Serbien. In den Armen seiner Großmutter! Aus seinem Lachen brach ein verwundetes Tier hervor. Je mehr er lachte, umso fester wurde meine Umarmung,

und ich flehte ihn an, doch nicht so verzweifelt zu sein, denn ich hätte ihn sehr gern! Schließlich sei Serbien gar nicht so weit weg! Serbien liege fast vor der Tür!

Dann erzählte ich ihm meinerseits, dass ich gern Modefotografin werden wollte.

In Dušan wohnte eine gewaltige Kraft, sie durchdrang ihn geradezu. Er ging von seinen Dämonen und von seinem Serbien erdrückt umher. Oft trug er einen knöchellangen Mantel aus schwarzem Samt. Von weitem war er zwei Meter Schwarz, das einem Angst einjagte. Sein verträumter Blick machte einen glauben, dass ein Konzentrat purer Gewalt in ihm stecken müsse. Wie bei Leuten, denen man die Wut anmerkt, die sie verzehrt. Meine Vermutungen über Dušans Wesen müssen falsch sein, denn er ist und bleibt ein netter Kerl.

Als ich ihn im Laufe der Jahre besser kennenlernte, sah ich mit an, wie seine »dunkle Kraft« ihn gierig zerfraß. In nur sechs Monaten verwandelte sich sein athletischer Körper (Dušan hatte viele Stunden im Fitnesscenter verbracht; er wollte, dass sein Körper seiner Seele glich: stark, männlich, schnell, markant, serbisch) in einen Berg von Fett, und sechs Monate später sprach ein Skelett, das sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, mit seiner Stimme. Nach drei weiteren Monaten waren seine Augen noch verträumter als zuvor. Hinter der Iris war Leere. Eine verbissene Freude begleitete seine Bewegungen, seine Worte, seine ganze

Person. Er schlief den lieben langen Tag und war nachts wach. Seine nächtliche Beschäftigung war das Fernsehen, ein Programm nach dem anderen, einen Film nach dem anderen, ein regelrechter Marathon gegen Denken und Fühlen.

Er hatte entdeckt, dass er Bananen mit Honig mochte. In seinem acht Quadratmeter großen Zimmer im sechzehnten Arrondissement gab es orthodoxe Ikonen, Myrrhestückchen, Fotobücher, Bananen und Honig. Er litt unter Paris und dem Westen. Doch er übte sich noch ein bisschen in Geduld, bevor er Konsequenzen zog. Er traf sich mit niemandem mehr. Ich war der einzige Mensch, mit dem er noch Umgang haben wollte.

»Lepa Ženo!«, rief er, sobald ich an der Tür erschien. »Lepa Ženo« heißt auf Serbisch so viel wie »schöne Frau«. Er nahm mich in die Arme, hob mich hoch und hielt mich so fest, dass ich keine Luft mehr bekam.

»Ah, Lepa Ženo! Nur hier bei dir fühle ich mich wohl! Ich fühle mich wirklich genauso wie damals, als ich klein war und meine Oma besuchte, die mich mehr als alles auf der Welt liebte. Ich fühlte mich beschützt und im Warmen, und ich starb nicht, langweilte mich nicht, war ewig. Hier bei dir, in deiner Wohnung, liegt ein verborgener Hauch von Belgrad in der Luft, auch wenn wir in Paris sind.«

»Lepa Ženo!«, wiederholte er, und seine Seligkeit kletterte noch ein paar Stufen höher, »wir beide, ich

und du, müssen ein Kind machen! Jetzt, sofort! Ich pflanze dir einen kleinen Serben in den Bauch.« Bei diesen Worten fasst er mir mit beiden Händen auf den Bauch. »Wir müssen das als Zeichen des Friedens zwischen Serben und Albanern tun.«

Er lachte glücklich über diesen Einfall. »Einen Sohn, halb Albaner, halb Serbe, darum nennen wir ihn Slobodan!«

Er schüttelte sich vor Lachen, seine Gesichtszüge entgleisten, und er hatte nichts Menschliches mehr an sich. Als er sich gefangen hatte, fuhr er fort: »Ich muss dir unbedingt den neuesten Witz aus Belgrad erzählen: ›Die Serben nehmen dreißig Albaner gefangen. Sie greifen sich die ersten zehn und fragen sie:

– Wollt ihr Serben werden?

– Nein, antworten stolz die Albaner.

– Erschießt sie!, lautet der serbische Befehl. Die ratternden Maschinengewehre strecken die erste Reihe der Albaner nieder. Die serbischen Soldaten wenden sich an die zweite Reihe:

– Wollt ihr Serben werden?, wiederholen sie die Frage.

– Mal sehen, vielleicht...

– Erschießt sie!, lautet erneut der serbische Befehl. Die zweite Reihe der Albaner liegt leblos am Boden. Bleibt nur noch die dritte Reihe.

– Und? Werdet ihr Serben?

– Ja, antworten einstimmig die Albaner. JAWOHL!

– Erschießt sie!



– Aber wieso?, fragen die Albaner fassungslos. Wieso denn? Wir sind doch Serben geworden! WIR SIND SERBEN!

– Tja, auch auf serbischer Seite gibt es Verluste zu beklagen!«

Ich muss meinem Freund Dušan schnell ein Glas Wasser bringen, damit er nicht ohnmächtig wird, er ist vor lauter Lachen schon ganz blass. Ich laufe zum Wasserhahn und fülle ein Glas (ich habe welche gekauft, die so gut wie nichts kosten, solche schweren aus grünem Glas, weil sie genauso aussehen wie die in Tirana: So versuche ich, meine abwesende Vergangenheit in meine jetzige Wohnung einzubauen).

Als sich Dušan nach seinem Lachanfall über das Kind, das wir zusammen machen werden, und über die Erschießung der Albaner durch die Serben beruhigt hat, fragt er mich, ob ich eine Tasse Salep für ihn hätte.

Salep ist ein heißes, zuckersüßes Getränk, das aus der Türkei stammt. In den Balkanländern kennt man es durch die lange osmanische Herrschaft.

Als ich einmal durch die kleinen Läden in der Rue du Faubourg Saint-Denis streifte, wo ich zwischen Polen, Juden, Türken und Indern immer den Duft Albaniens in der Luft suche (und manchmal auch finde), stieß ich auf Salep, dessen Existenz ich schon ganz vergessen hatte. Voller Nostalgie und Zärtlichkeit erinnerte ich mich daran, dass der Aufguss dieses Pulvers

einen köstlichen Duft verbreitet, der *Tausendundeiner Nacht* in nichts nachsteht.

Dušan hält den tröstenden, kochend heißen Salep in der Hand und sagt: »Der Witz hat dir gefallen, was, Lepa Ženo?« Dann fügt er hinzu: »Diesmal habe ich auf den Straßen von Belgrad einige Sprüche gesehen, du weißt schon, diese bunten Graffiti an den Hauswänden. Eine Parole tönte triumphierend: ›Groß-Serbien bis nach Tokio!«

Der Balkan ist spannend.

Der Bosnier Ahmed hier in Sarajevo sieht genauso gut aus wie Dušan. Er hat wie Dušan verträumte Augen, und zu Beginn des Abendessens ist er schweigsam. Er hält sich abseits. Isst nichts. Beobachtet lieber und trinkt. Irgendetwas Klares, Gelbes, vielleicht Whisky. Jemand erzählt mir, er sei Filmregisseur. Über den Tisch laufen verschiedene Sprachen.

Das Essen kommt. Als Auftakt wird uns ein kleiner Teller mit sorgfältig dekoriertem Salat serviert. Die Bosnier rühren ihren Salat nicht an. Sie warten lieber noch. Der kleine Salat ist eine Art Schmuck, ein Tischritual, bevor die eigentliche Mahlzeit kommt: das Fleisch. Sie verkürzen sich das Warten also mit der kristallgelben Flüssigkeit, die die Wangen erhitzt. Die Hähnchenbrust wird paarweise kommen, gewiss nicht einzeln. Das Fleisch bräunt am Grill. In den Balkanländern ist ein Abendessen ohne Fleisch kein Abendessen.

Ich beobachte sie verstohlen. Ich kenne sie so gut. Wir sind uns ähnlich. Ich weiß, was ihr Schweigen zu bedeuten hat. Diese Stirnen mit den vorzeitigen Falten, die fleischigen Lippen, die Zigaretten eine nach der anderen. Ich weiß, dass ihre Ruhe nur vorgetäuscht ist, dass sie mit gespitzten Ohren dasitzen, mit wachen Augen, auch wenn sich ihr Blick auf dem Tischtuch zu verlieren scheint. Er ist wie der Panther, der darauf wartet, dass das Kaninchen aus dem Bau kommt. Ihr Halbschlaf ist dem langen Warten geschuldet, doch er mindert ihre Fähigkeit nicht, im entscheidenden Moment die Beute zu packen. Im Bruchteil einer Sekunde. So erschlaffen sie am Tisch, stämmig und im Halbschlaf. Ich weiß, dass sie Krach machen werden, sobald sie etwas aus ihrer Schweigsamkeit rüttelt.

Sie wachen auf, Donnerwetter! Sie wachen auf, als sie hören, dass ich Albanerin bin. Sie haben mich auf Distanz gehalten, weil sie dachten, ich sei Italienerin, Französin oder so, doch jetzt! – jetzt bin ich *fast* von zu Hause! Sie können sich gehenlassen, so sein, wie sie wirklich sind. Also geht eine Serie von schelmischen Blicken los, Grinsen in verschiedensten Schattierungen. Worte zwischen den Zähnen, erstickt auf den vom Alkohol betäubten Zungen.

»Was, du bist gekommen, um Mirsad zu besuchen? Was für eine tolle Freundin! So eine Freundin möchten wir auch mal haben!«

»He Bruder, um so einen Besuch zu verdienen, muss es dir erst mal schlecht gehen, was glaubst du denn!«

»Damit treibt man keine Scherze. Der arme Mirsad, dem geht es wirklich nicht gut!«

Die Balkanblicke erreichen ihren Höhepunkt. Unterdessen zerreißen unter kräftigen Fingern die Hähnchenbrüste. Da ich die Männer aus Leibeskräften grinsen sehe, wage ich es nach einer Weile, sie zu bitten, damit aufzuhören, weil ich verstehe, was sie sich da zuflüstern, während sie mich wie Kinder ansehen, die ein Spielzeug verstecken.

»Was haben wir denn gerade gesagt?«

Ich weiß nicht, wie ich ihnen beibringen soll, dass sie über Sex reden, über vulgären Sex, denn bei Tisch sollte man die Form wahren. Ich weiß nicht, wie ich das, was ich ihrem hemmungslosen, hämischen Gelächter entnehme, übersetzen soll, und so schleudere ich ihnen ohne allzu großen Mut entgegen: »Pornoografie.«

»Ah, du, du bist ja ein richtiger Teufel! Du verstehst also Bosnisch! Du hast uns angelogen! Und da kommst du uns erst mit Englisch! Dabei verstehst du jedes Wort, was?«

»Ich verstehe kein bisschen!«, sage ich hastig. »Aber mir reichen schon eure Blicke und euer Gelächter.«

Der englische Whisky steigt ihnen weiter zu Kopf.

»Aber ja doch«, lacht der schöne Ahmed genüsslich. »Du verstehst Balkanesperanto!«

»Ja, genau das habe ich verstanden, Balkanesperanto.«

Mich packt das kalte Grausen.